

Georg Langenhorst

Jesus Christus im Spiegel seiner Autobiographie

Schriftsteller schreiben das Evangelium aus der Perspektive Jesu neu

Ob Jesus von Nazareth selbst überhaupt schreiben konnte, ist unter den Exegeten umstritten. Als unumstößliche Tatsache gilt jedoch, daß er der Nachwelt kein Schriftstück aus eigener Hand überlassen hat. Um so reizvoller war immer schon der Gedanke, er habe vielleicht ja doch eine – lediglich verschollene – Schrift verfaßt, womöglich gar ein „Evangelium nach Jesus Christus“, in dem er uns direkt seine Geschichte, seinen Auftrag, sein Selbstverständnis erläutert. Das wäre eine Sensation: Nicht der quälend ernüchternde und intellektuell redlich so schwierige Zugang zu dem Mann aus Nazareth über schriftliche Zeugnisse aus dritter Hand, sondern unmittelbar seine eigenen Gedanken! Das aber ist natürlich immer nur Fiktion geblieben, Wunschdenken, Phantasie.

So kann es kaum überraschen, daß gerade jener Bereich, dem Fiktion und Phantasie vorbehalten ist – die belletristische Literatur – diesen alten Wunschgedanken wahr gemacht hat. Im Rahmen der in den letzten 20 Jahren zu beobachtenden Wiederentdeckung Jesu im Roman findet sich das, was die exegetische Realität nicht bieten kann: die Autobiographie Jesu, das fünfte und wahre Evangelium, verfaßt von Jesus Christus höchstpersönlich. Von den aktuellen Versuchen der Schriftsteller, sich Jesus gerade so anzunähern, soll im folgenden die Rede sein.

Zur neuen Blüte des Jesusromans

Der Jesusroman war in den 70er Jahren von zahlreichen Kulturbeobachtern bereits „endgültig“ verabschiedet worden. Offensichtlich schien diese Form der literarischen Annäherung an den Nazarener eher der Vergangenheit als der Gegenwart und Zukunft anzugehören. Um so verblüffender der Befund der letzten Jahre. Zahlreiche Schriftsteller von internationalem Rang haben versucht, sich in Romanform diesem bleibend faszinierenden Mann aus Nazareth anzunähern¹: der Kirgise Tschingis Aitmatow („Der Richtplatz“, Zürich 1991) etwa, der Ire Peter de Rosa („Meine Stunde ist noch nicht gekommen. Ein Roman über die frühen Jahre Jesu“, München 1993), der Schwede Sven Delblanc („Jerusalem Nacht“, Stuttgart 1987), der Franzose Gerald Messadié („Ein Mensch namens Jesus“, Ber-

lin 1989) oder der Nordamerikaner Gore Vidal („Golgatha live“, Hamburg 1993), um nur einige Beispiel einer reichen internationalen Tradition zu erwähnen.

Auch in der deutschsprachigen Literatur finden sich vergleichbare Versuche, etwa schon in Stefan Heyms „Ahasver“ von 1981, Luise Rinsers „Mirjam“ und Gertrud Fusseneggers „Sie waren Zeitgenossen“ von 1983, in der jüngsten Zeit vor allem in der hochinteressanten Christus-Trilogie von Patrick Roth „Riverside“ (1991), „Johnny Shines oder Die Wiedererweckung der Toten“ (1993) und „Corpus Christi“ (1996). Hier finden sich auch bemerkenswerte Versuche von Theologen, in Romanform ihre Forschungen einem breiten Publikum nahezubringen: etwa Gerd Theißens „Der Schatten des Galiläers“ (1986), Raymund Schwagers „Dem Netz des Jägers entronnen. Das Jesusdrama nacherzählt“ (1991) oder jüngst Ludger Schwenkes „Das Buch Johannes. Roman des vierten Evangelisten“ (1997). Gemeinsam ist diesen Werken – bei aller Unterschiedlichkeit in Ansatz, literarischer Technik, theologischer Ernsthaftigkeit und ästhetischer Qualität – die neue Suche nach Jesus in seiner Zeit, um von dort aus seine Bedeutung für heute auszuloten.

Verschiedenste literarische Zugangsweisen finden sich in diesen Werken: Versuche, Jesus im klassischen historischen Roman aus dem Blickwinkel eines allwissenden, quasi „göttlichen“ Erzählers zu beschreiben; perspektivische Brechungen, in denen Autor und Leser in eine biblische Nebenfigur wie Judas, Pilatus oder Maria Magdalena schlüpfen und aus ihrer Sicht die Ereignisse neu wahrnehmen; spielerische Versuche mit der Idee der Zeitreise, in der Zeitgenossen des ausgehenden 20. Jahrhunderts zurückreisen in die Zeit Jesu, um von dort zu berichten oder sogar, um die Ereignisse unmittelbar zu beeinflussen; Berichte vom Auftauchen alter Manuskripte aus dem Umfeld Jesu, in denen die Geschehnisse anders als gewohnt geschildert werden; sprachliche Experimente, in denen von Jesus als einem „Niemand wie Er“ in einer Sprache und Atmosphäre ganz eigener Wirklichkeit geschrieben wird.

Jean-Claude Barreau: Die Memoiren von Jesus

Konzentrieren wir uns hier auf eine eigene Gruppe von Romanen, die den Gedanken ausgestaltet, Jesus selbst erzähle uns seine Geschichte. Der wohl erste Roman, der diese Idee literarisch umzusetzen versucht, stammt von dem – im literarischen Feld fast unbekannten – Franzosen *Jean-Claude Barreau* und wurde 1978 unter dem Titel „Die Memoiren von Jesus“ veröffentlicht. Im Nachwort erklärt der Autor, dies sei ein „Roman, der zum größten Teil auf den vier Evangelien“ beruhe und die „erfundenen“ Stellen seien „durch die Ergebnisse der historischen Forschung gestützt“². Und so erzählt Jesus hier als Ich-Erzähler von seinem Leben – einem Leben, das sich tatsächlich wie eine Harmonisierung der vier Evan-

gelien liest, nur minimal ergänzt um Randepisoden, wie etwa den Bericht über eine kurze Ehe Jesu, dessen Frau dann freilich starb. So erweist sich Jesus hier als ein Jesus der Tradition, der eine konventionelle Bibellektüre noch einmal bestätigt: Er ist ein naturmagischer Wundertäter, ein selbstbewußter Messias: „Wer bin ich wirklich, daß sogar die Elemente sich meinem Willen beugen? Ich bin der Heiland, ich habe es akzeptiert“ (68). Dieser Jesus erkennt sich als Gottes Sohn: „Meine Beziehung zu Gott wird alles überdauern. ... Ich weiß, daß ich sein Sohn bin.“ (120). Der Reiz dieser ersten literarischen Jesusautobiographie liegt so vor allem in der Idee: in der Umkehrung der Perspektiven hinein in die Sicht Jesu selbst. Im Rahmen dieser Sicht wird jedoch inhaltlich vor allem bestätigt und harmonisiert: Die Evangelienharmonisierung wird durch ein dogmatisch kaum anstößiges Christusbild ergänzt. Das liest sich nett, hinterläßt aber kaum eigenständige Erinnerungen, weil ja doch nur Bekanntes noch einmal wiederholt wird. Da zudem sprachlich und literarisch völlig traditionell erzählt wird, fehlt diesem Jesusroman jeglicher weitergehender Reiz. Die Chance der Literatur zur spannenden Relecture, zur herausfordernden Gegenlesart, zum sprachlich wie inhaltlich eigenen Zugang zum Jesusgeschehen wird hier nicht genutzt. Keine Überraschung deshalb, daß dieses Buch schon lange nicht mehr aufgelegt wird.

José Saramago: Das Evangelium Jesu Christi

Da darf man sich von den beiden anderen Romanen dieser Kategorie schon mehr erwarten, stammen sie doch von zwei Schriftstellern von Weltrang. Der erste von ihnen ist der – neben António Lobo Antunes – wohl wichtigste portugiesische Gegenwartsauteur: der 1922 geborene *José Saramago*, dem am 8. Oktober der Literaturnobelpreis 1998 verliehen wurde. Schon weil einige konservative kirchliche Stimmen diese Preisverleihung kritisch kommentierten – gerade auch wegen des Jesusromanes – lohnt sich eine eingehendere Betrachtung und Diskussion. Auf den Spuren Barreaus veröffentlichte er 1991 einen Roman mit dem vielversprechenden Titel „Das Evangelium nach Jesus Christus“, der zwei Jahre später in deutscher Übersetzung erschien. Schon die Erzählhaltung dieses Romans unterscheidet sich von dem wenig kunstvollen Erzählgang Barreaus: Von vornherein durchbricht Saramago – der später durchaus als auktorialer Erzähler das „Evangelium nach Jesus Christus“ an dessen Stelle berichten wird – jede mögliche Leserillusion und macht den rein fiktiven Charakter seines literarischen Unterfangens deutlich.

Das erste Kapitel liest sich wie eine Bildbeschreibung der wohlbekannten Kreuzigungsszenerie auf Golgatha. Aber – so macht uns der Autor deutlich – es ist eben „nur“ Literatur: Gleich am Anfang lesen wir: „Nichts von all diesen Dingen ist wirklich, was wir vor uns haben, ist Papier und Tinte, mehr nicht.“³ So erschließt er mit den Lesern zusammen das imaginäre Bild: in der Mitte die

Kreuze, dort Maria, hier Maria Magdalena, dort Johannes, und „die feierliche Haltung, dieses betübte Antlitz, das kann nur Josef von Arimathea sein“ (12). Das so konzipierte Einführungskapitel schafft ironische Distanz zum Geschehen, ruft das beim Leser natürlich vorhandene Vorwissen auf und erzeugt gespannte Erwartung auf die Schilderung des – eigentlich ja bekannten – nun Folgenden. Denn aus der Beschreibung dieses Kreuzigungstableaus „entsteht die einzig mögliche Geschichte“ (19).

Und als diese „einzig mögliche“ Geschichte erzählt Saramago in einem schwebend-ironischen, aber nie unernsten Ton die Geschichte Jesu nach, bringt dabei durch Kommentare auf der Metaebene jedoch immer wieder in Erinnerung, daß er als Mensch des 20. Jahrhunderts einen Roman für Menschen unserer Zeit schreibt. Ein etwas längerer Textausschnitt soll sowohl diesen Erzählton als auch die distanzierte Erzählhaltung verdeutlichen. Die folgende Passage schildert Jesus als jungen Mann, der sich fragt, was denn eigentlich seine Lebensbestimmung sei. Darauf der Autor:

„Nun einmal Jesus der offenkundige Held dieses Evangeliums ist, das nie den abträglichen Vorsatz hatte, dem zu widersprechen, was andere Evangelien schreiben, und sich also nicht zu behaupten er-kühnt, es sei nicht geschehen, was geschehen ist, an die Stelle des Ja ein Nein setzend, nun Jesus dieser Held ist und bekannt seine Taten, wäre es uns ein Leichtes, vor ihn zu treten und ihm seine Zukunft zu offenbaren, wie schön und wie wundervoll sein Leben sein wird, es wird Speisung gebende Wunder haben, Heilung gebende auch, ein gar auch den Tod überwindendes, doch es wäre nicht klug, dies zu tun, weil der junge Bursche, zwar talentiert im Religiösen und ein guter Kenner der Patriarchen und Propheten, ein seinem Alter gemäßes robustes zweiflerisches Mißtrauen hat und uns gehörig abweisen würde. Freilich wird er, wenn er Gott begegnet, seine Auffassung ändern, doch dieses entscheidende Ereignis findet nicht vor morgen statt, und ehe es soweit ist, wird Jesus noch viel Berg hinauf und hinab müssen, viel Ziege und viel Schaf melken müssen und helfen, den Käse herzustellen, und zum Warenaustausch die Ortschaften aufsuchen“ (274).

Das Erzählgrundgerüst orientiert sich auch in diesem Roman grundsätzlich an den Vorgaben der biblischen Berichte, ergänzt sie freilich um zahlreiches erzählerisches Sondergut: Selbstverständlich hatte Maria nach Jesus weitere Kinder, Josef starb als 33jähriger am Marterkreuz der Römer im Sinne einer Präfiguration den Tod Jesu voraus, Jesus pflegte eine erotische Freundschaftsbeziehung zu Maria Magdalena (ein häufiger Topos im modernen Jesusroman), er begegnet zahlreichen späteren Weggefährten bereits im voraus. Einen spezifischen Aspekt aber stellt Saramago ins Zentrum: Sein Jesus wird von einem besonderen Problem gequält. Josef, Zimmermann aus Nazareth, hatte mit seiner Frau Maria seinen Heimatort verlassen und war nach Bethlehem gezogen, wo in einer Höhle am Rande der Stadt der unter geheimnisvollen Umständen gezeugte Jesus geboren wurde. Nun belauschte Josef aber eines Tages zufällig drei Soldaten, die über den Befehl des Herodes sprechen, alle kleinen Knaben in Bethlehem töten zu lassen. Hals über Kopf rennt Josef zu seiner Familie und bringt sie in Sicherheit. 25 andere Kinder aber werden tatsächlich dahingemetzelt.

Eben dies aber wird zunächst Josefs, später Jesu Hauptproblem: Warum warnte Josef die anderen nicht? War dieser eine Überlebende es wert, daß für ihn so viele andere getötet wurden? Ja, dies war „Josefs Verbrechen“: „Herodes in seiner Grausamkeit zückte die Stiche, eure Selbstsucht und eure Feigheit aber waren die Stricke, die den Opfern die Füße und Hände fesselten“, so hält ein Engel Maria vor und die „Schuld der Väter fällt stets den Kindern aufs Haupt“ (130f.). Mit dieser Schuld mußte Josef leben und tatsächlich wird auch für Jesus diese Rückfrage zur Lebensfrage: „Mein Vater hat die Kinder von Bethlehem getötet!“ (212f.), erkennt er als Dreizehnjähriger mit Schrecken, und fragt sich immerzu, ob „die Rettung seines Lebens als gerechtfertigt galt“ (216). Diese Frage begleitet ihn bis in die Tage seines öffentlichen Auftretens als Prediger und Wundertäter, denn sie mündet in die Frage nach seinem Selbstbewußtsein, nach seiner tatsächlichen Identität. Und genau diese Problematik diskutiert Jesus, der sich als Sprachrohr, als Ausführender des Willens Gottes versteht, später mit seinen Jüngern: Was ist zwischen dir und Gott, fragt ihn Simon, doch Jesus, der selbst auf eine endgültige Klärung wartet, weiß gerade dies zunächst nicht so genau: „Ich weiß nicht, ob ich Gottes Sohn bin“ (409).

Die von Jesus erwartete Antwort auf diese Frage gibt Saramago in einem literarisch gewagten, durch den ironisch verfremdeten Sprachstil und die distanzierenden Zeitsprünge aber vorbereiteten Kapitel, in dem er den bisherigen Stil und Duktus des Buches durchbricht. Jesus ist bei dichtem Nebel allein auf den See Genesareth hinausgefahren, als er plötzlich bemerkt, daß auf der Heckbank seines Bootes Gott sitzt, „ein stattlicher alter Mann, mit über der Brust wallendem Bart, barhäuptig, das Haar lose, das Gesicht breit und kräftig, der Mund mit vollen Lippen, die sich beim Sprechen nicht zu bewegen scheinen“ (416). Jesus, nur wenig überrascht, ergreift das Wort: „Ich bin gekommen, um zu erfahren, wer ich bin und was ich zu tun habe“, und Gott bestätigt ihm nun definitiv: „Ja, du bist mein Sohn. ... Ich brauchte einen, der mir hier auf Erden hülfe, ... helfen könntest du mir, meinen Einfluß auszuweiten, auf daß ich der Gott vieler Menschen werde“ (417 ff.).

Doch warum diese Hilfsbedürftigkeit? Reichen dazu nicht auch Propheten, wie eh und je? Gott darauf: „Die Zeiten, da man denen Gehör schenkte, sind vorbei, heute wirken nur noch radikale Mittel, etwas, das schockiert, das die Gefühle mitreißt, ein Gottessohn am Kreuz, zum Beispiel ... Es fehlen die Menschen, ja, sie fehlen mir, und damit sie zu mir kommen, bedarf es deiner Kreuzigung“ (430, 434). Jesus erklärt sich einverstanden, daß an ihm Gottes Wille geschehe, aber nur unter der Voraussetzung, daß Gott ihm die Zukunft nach seinem Tode und die Zukunft durch seinen Tod schildere, „daß du mir sagst, mit wieviel Leiden und Tod dein Sieg über die anderen Götter bezahlt wird, wieviel Leid und Tod all jene Kämpfe kosten werden, die in deinem Namen und in meinem“ (436) ausgefochten werden. Und so berichtet Gott ihm in einer kühnen Vision von der Leidens-

zukunft der Kirche, die sich zwar in alle Erdteile ausbreiten wird, aber auf Kosten der zahllosen Opfer ihrer Geschichte, angefangen von den dahingemetzelten Kindern in Bethlehem über ungezählte Märtyrer bis zu den Opfer von Glaubenskriegen und Inquisition.

Erst jetzt ist sich Jesus seines Schicksals und Auftrags bewußt und erfüllt ihn willenlos und gehorsam. „Ab heute“, so sagt er zu seinen Jüngern, als er von der rätselhaften Bootsfahrt durch den Nebel wieder zu ihnen zurückkommt, „sind alle meine Worte seine Worte, und wer an ihn glaubt, wird an mich glauben, denn nicht möglich ist es, an den Vater zu glauben und an den Sohn nicht, wenn der Vater für sich einen neuen Weg wählt, kann der nur beim Sohn, der bin ich, beginnen“ (454). Und so erfüllt sich der vorherbestimmte Weg hin zu Golgatha. Alle Figuren um Jesus greifen wie Zahnräder in die vorgefügte Bahn: Judas, Freund Jesu bis zuletzt, begeht den notwendigen Verrat, und Pilatus spricht das vorherbestimmte Urteil. Nur im Moment des Todes regt sich in Jesus ein letzter Protest, eine letzte Frage nach dem Sinn seines Sterbens und der mit ihm vollendeten „Heilsgeschichte“ überhaupt:

„Jesus stirbt, stirbt hin, schon will ihn das Leben ganz verlassen, plötzlich tut sich über seinem Haupt der Himmel weit auf, Gott erscheint, gekleidet wie im Boot, er spricht, und seine Stimme hallt über die ganze Erde, er spricht, du bist mein geliebter Sohn, an dir habe ich Gefallen gefunden. Da begriff Jesus, daß er so hinter das Licht geführt worden war, wie man das Lamm zur Opferbank führt, daß sein Leben und Sterben seit aller Anfänge Beginn vorgezeichnet gewesen war, ihm fiel ein, welch ein Strom an Blut an Erleiden von ihm ausgehen und die ganze Welt schwemmen werde, und in den offenen Himmel auf, wo Gott lächelte, schrie er, Menschen, vergebt ihm, denn er weiß nicht, was er getan hat“ (511).

Das von der Taufszene bekannte Bekenntnis Gottes zu Jesus als seinem Sohn wird hier bis auf den Moment der Kreuzigung verschoben, die biblische Aufforderung Jesu an seinen Vater, den Menschen zu verzeihen, verschiebt sich zu der Aufforderung Jesu an die Menschen, Gott zu verzeihen.

Der ganze Roman ist als satirisch-postmodernes Spiel mit den neutestamentlichen Texten und zugleich mit der Tradition der fiktionalen Jesusbiographie zu verstehen, freilich als literarisch gekonnt betriebenes Spiel mit ernsthaftem Hintergrund. Die neuzeitliche Frage, warum so viel Leid auf der Welt ist, das gerade auch im Namen des Christentums Menschen zugefügt wurde und wird, projiziert Saramago zurück in die biblische Geschichte selbst, in Jesu eigenes Bewußtsein. Vor allem das christliche Verständnis von „Heilsgeschichte“ wird dadurch einer radikalen Kritik unterzogen. Karl-Josef Kuschel ist zunächst recht zu geben, wenn er schreibt: „Was als Jesus-Roman begann, steigert sich zu einem Roman der Gotteskrise, ja des zynischen Gotteszweifels.“⁴ Freilich: „Zynisch“ als persönliche Wertung scheint mir an diesem Roman vorbeizugehen, ignoriert dies doch die Ernsthaftigkeit der Position. Saramago schreibt in der Tat, wie in dem anfangs angeführten Textzitat von ihm selbst behauptet, kein „Anti-Evangelium“,

konfrontiert aber grundlegende Theologumena mit der Fraglichkeit der kirchengeschichtlichen Realität. Er kleidet diese Anfragen in ein ernstgemeintes und ernstzunehmendes mythisches Märchen, das er aber immer wieder durch Realitätsdurchbrechungen als literarisches Spiel kennzeichnet und gerade so möglich macht. Kritische kirchliche Stellungnahmen, die dem Roman fehlende Rechtgläubigkeit oder Angriffe auf die kirchliche Lehre vorwerfen, durchschauen zum einen die literarische Vielschichtigkeit des Werkes nicht, offenbaren zum anderen ein mangelndes Verständnis für Eigenart und Freiheit der Literatur.

Dem Leser einer Vielzahl derartiger Jesusromane mag sich dennoch das Gefühl aufdrängen, daß Anfragen an diesen Roman bleiben – nur so wirkt er ja auch wirklich herausfordernd. Die Reaktion der Feuilletons auf diesen – für den selbst-erklärten Atheisten Saramago in der Themenwahl völlig überraschenden – Roman blieb zwiespältig. Der ZEIT-Rezensent etwa sprach unverhohlen von einem literarischen Fehlschlag⁵. Theologisch reflektiert: Vor allem in der inhaltlichen Zentrierung bleibt der Eindruck, daß Saramago sich vor allem mit einem Zerrbild des Christentums auseinandersetzt. Jesus als das vorherbestimmte Opferlamm, das wartend, geduldig und passiv sein Schicksal schlicht erträgt: Wird hier nicht *eine* von zahlreichen nachträglichen theologischen Traditionslinien, die natürlich so zu finden ist, absolut gesetzt und – darin freilich konsequent – ab absurdum geführt? Reicht die Infragestellung eines so eindimensional gedeuteten Verständnisses von „Heilsgeschichte“ aus, um einen Roman über Jesus letztlich inhaltlich zu füllen? Sicherlich ist dies zumindest nicht, wie von Saramago angedeutet, die „einzig mögliche Geschichte“.

Und weiter nachgefragt: Hält sich nicht auch Saramago in weiten Teilen zu eng an die biblischen Vorlagen, so daß eben doch nicht mehr als eine neu in Sprache gefaßte, zeitkritisch und satirisch gespiegelte, episodisch angereicherte Nacherzählung übrigbleibt? Eine Nacherzählung freilich, der eigene provokative thematische Spitzen aufgesetzt werden, die im iberischen Sprachraum für beträchtliches Aufsehen sorgten, für westeuropäische Leser aber eher als durchaus bekannte Anfragen wirken? Und erweist sich die literarische Umsetzung mit ihrer kompliziert gewundenen, ironischen Sprache, den direkten Wunderberichten und märchenhaften Gotteserscheinungen nicht letztlich doch der inhaltlichen Pointierung als unangemessen? Diese Punkte bleiben zumindest frag-würdig, machen die Lektüre und Diskussion dieses Romanes weiter lohnend.

Norman Mailer: Das Evangelium des Sohnes

Nach Saramago griff ein zweiter Schriftsteller von Weltruf zu demselben Prinzip der literarischen „Autobiographie Jesu“ – und genau wie bei Saramago war schon die Wahl dieses Stoffes an sich für diesen Schriftsteller überraschend. *Norman*

Mailer, im Jahre 1923 geborener US-Amerikaner jüdischer Abstammung – berühmt geworden vor allem durch seinen Kriegsroman „Die Nackten und die Toten“ von 1948 – veröffentlichte 1997 nach mehr als 30 Büchern zu unterschiedlichsten Themen den bislang letzten Jesusroman: „The Gospel According to the Son“, soeben auf Deutsch erschienen als „Das Jesus-Evangelium“⁶. Dieses „Evangelium des Sohnes“ übernimmt den Anspruch, autobiographisch-authentische Darstellungen Jesu selbst wiederzugeben. Es beginnt mit den klarstellenden Worten: „In jenen Tagen war ich es, der aus Nazareth herabkam, um von Johannes im Jordan getauft zu werden“ (7). Doch was ruft die Niederschrift seines eigenhändigen Evangeliums auf den Plan? Nun, so lesen wir, „obwohl ich nicht sagen möchte, daß Markus’ Evangelium falsch ist, enthält es viel Übertreibung“ (7), und die anderen Evangelien scheinen ihm noch weniger verlässlich in ihren Hinzufügungen und falschen Beschreibungen. Deshalb also bedürfe es seiner eigenen Erzählung, die, so hoffe er, „näher an der Wahrheit“ (8) bleiben werde.

Die „Wahrheit“, die Mailer seinen Ich-Erzähler Jesus schildern läßt, ist freilich im Grunde nur eine etwas nüchternere, um erzählerische Ausschmückungen reduzierte, wenig dramatische, quasi synoptisch-reduktionistische Evangelien-Zusammenfassung, deren Orientierung am Erzählmuster des Johannesevangeliums immer wieder durchscheint. Der Roman ähnelt so eher dem literarischen Nacherzählungsversuch von Barreau als der ungleich kreativeren Form von Saramago. Jesus, der jüdische Zimmermannslehrling, spürt, daß in ihm etwas Besonderes verborgen ist, er fühle sich, so sagt er, „wie ein Mann, der in seinem Innern einen anderen umschloß“ (25). Nach der Taufe durch Johannes hingegen „kannte ich den anderen Mann, der in der Schale meines Innern gewohnt hatte und besser war als ich. Ich war zu diesem Mann geworden“ (33). So wird sich Jesus seiner Gottessohnschaft im Laufe der Zeit mehr und mehr bewußt. Tatsächlich entdeckt er in sich Kräfte, Heilungen zu vollbringen und Wunder zu tun, aber er spürt, daß derartige Handlungen ihn zusehends erschöpfen. So setzt er seine Hoffnungen darauf, daß die Menschen seine Liebes- und Freiheitsbotschaft auch ohne derartige Mirakel und Zeichen annehmen. Doch je mehr er seine Kräfte schwinden sieht, um so deutlicher wird die Vergeblichkeit dieser Hoffnung. So bleibt ihm als letztes Mahnmal der Ernsthaftigkeit seiner Botschaft nur der Tod am Kreuz.

Die Sprache, in der Mailer erzählt, bleibt dabei weitgehend einfach und kunstlos: keine ironisch-distanzierte Erzählerhaltung wie bei Saramago, sondern die unmittelbar ungebrochene einfache Sprache des Mythos. Im Vergleich zum Neuen Testament sind die dortigen Sperrigkeiten und Sprünge hier sogar geglättet. Auch hier verdeutlicht eine Leseprobe den Klang und die Sprachhöhe des Autors. Jesus erinnert sich an seine Predigt im Tempel zu Jerusalem:

„An diesem zweiten Tag im Tempel war die Zahl meiner Zuhörer um ein Vielfaches angewachsen. Sie hatten sich im Hof versammelt und waren laut und ungebändig in ihrer Kraft und im Eifer ihrer Gebete. ...

„Seid nicht wie die Heuchler“, sagte ich, „die gern fromme Gebete aufsagen, wenn sie in den Synagogen stehen. Betet statt dessen im geheimen zu eurem Vater. Vermeidet leere Wiederholungen. Sie stumpfen die Seele ab. Macht euch nie übertriebenen Betens schuldig; euer Vater weiß, was ihr braucht.“

Aber sie wollten nur von wunderbaren Dingen hören, von Zeichen am Himmel, die vor dem Ende der Welt warnten. Sobald Ruhe herrschte, berichtete ich ihnen deshalb, daß es Zeichen in der Sonne, dem Mond und den Sternen geben werde und daß große Veränderungen auf der Erde und im Mond geschehen.“

Der theologische Kernpunkt des Romans wird an einem anderen Bereich deutlich. In aller Breite werden die Versuchungen durch Satan erzählt, der die Zweifel sät, ob Gott tatsächlich mächtig und einzigartig ist, denn „dein Vater ist nur ein Gott unter vielen“ (45). Tatsächlich zieht sich diese Linie bis in das Schlußkapitel des Romans. Jesus hat sich am Ende zwar als Gottessohn akzeptiert, aber welchen Gottes? Sein Vater, so sagt er „gibt soviel Liebe, wie er geben kann, aber Seine Liebe ist nicht unbegrenzt. Denn Sein Kampf mit dem Teufel wird härter“ (221). Die Frage der Theodizee, wie Gottes Allmacht und Güte zusammengedacht werden können, wird hier gleich zweifach aufgelöst: Einerseits durch das – so ganz unbiblische – streng dualistische Weltbild, in dem Gut und Böse, Gott und der Teufel mit gleicher Machtfülle um das Weltgeschehen kämpfen. Andererseits durch die Aufgabe der Vorstellung einer göttlichen Allmacht hin zu einer begrenzten göttlichen Liebe.

Insgesamt bleibt der Roman in allen Aspekten von der Figurenzeichnung bis zur Erzähltechnik seltsam blaß und gestaltlos, vor allem nur wenig kreativ und eigenständig. Zum Teil liest er sich wie eine sanfte narrative Einführung in eine historisch-kritische Bibellektüre, verkleidet in die Form eines schwebenden Mythos und angereichert mit wenigen Einsprengseln eines dualistischen Weltbildes. Diese Mischung mag in den USA neu und herausfordernd sein, aber in Westeuropa? Mag sein, daß Mailer Jesus „zu einem Menschen wie dich und mich zu machen“ versuchte, wie die Rezensentin der Süddeutschen Zeitung meinte, und daß so folgerichtig eine Allerweltsgeschichte aus dem Leben, Sterben und Wirken Jesu wurde. Sicherlich aber ist ihr darin zuzustimmen, daß Mailers Sprache hier „gehemmt und zurückhaltend“ wirkt, als „habe ihm der mächtige Gegenstand die Sprache verschlagen“⁷. Doch daß dies nicht die einzige mögliche Leserreaktion auf diesen Roman ist, belegt die Würdigung des Rezensenten in der ZEIT, der den Roman wärmstens empfiehlt als „vieldeutiges, wunderbares Buch: ... das ist das fünfte Evangelium, und ich glaube wir – wir und die Christen – können es gut brauchen“⁸.

Jesus-Autobiographien? Schlußgedanken

Gleich drei Annäherungen an Jesus in fiktiven Autobiographien finden sich also in der Literatur der letzten Jahre im Rahmen der allgemeinen Wiederentdeckung Jesu als literarischer Figur. Der gelungenste dieser Romane ist sicherlich der von Saramago. Er geht am kreativsten mit den Quellen um und setzt sich sprachlich wie inhaltlich am eigenständigsten damit auseinander. Möglicherweise deutet sich darin jedoch bereits an, was grundsätzlich für die literarische Annäherung an Jesus gilt: Wiederholung des Bekannten ist langweilig, Bestätigung des Schon-Gewußten wenig herausfordernd, Zusammenfassung nur didaktisch oder katechetisch interessant. Reizvoll wird eine literarische Annäherung an Jesus dann, wenn sie durch raffinierte sprachliche wie perspektivische Verfremdung einen wirklich neuen Blickwinkel auf den Nazarener ermöglicht, wenn sie durch ästhetische Brechung seine Bedeutung damals und heute noch einmal hinterfragt. Was Saramago durchaus praktiziert, findet sich so bei Stefan Heym, Patrick Roth oder Gore Vidal in anderer literarischer Technik noch weiter vorangetrieben.

Dennoch: Die hier vorgestellten Romane belegen, daß Jesus Christus eine überaus herausfordernde Gestalt für Schriftsteller unserer Zeit ist, unabhängig von Konfession, Religion und Lebensüberzeugung der Autoren. Daß diese Auseinandersetzung auf ein breites Interesse in unserer Kultur trifft, belegt der Blick auf die – meistens interessierte, oft positive, selten ablehnende – Rezeption dieser Romane in den Feuilletons aller großen Tageszeitungen, wo religiöse Themen sonst eher ein kümmerliches Schattendasein fristen. Und auffällig: Im Mittelpunkt der Romane steht die Diskussion um den Menschen Jesus, die Suche nach dem, was ihn zu einem besonderen, außergewöhnlichen, einzigartigen ja: zu mehr als „nur“ einem Menschen macht. Dogmatische Aussagen über den „Christus des Glaubens“ spielen fast stets nur die Nebenrolle der abgelehnten Kontrastfolie. So rückt der viel diskutierte „historische Jesus, der Jude Jeshua der Geschichte“ erneut in das Zentrum des Interesses.

Da sich auch in der exegetischen Fachliteratur⁹ ein ganz ähnlicher Trend nachweisen läßt, könnte man die Vermutung äußern: Das künftige Profil des Christentums in der postmodernen Gesellschaft wird maßgeblich davon geprägt sein, inwiefern es gelingt, von der Kerngestalt Jesus Christus aus die elementaren Grundlagen des Glaubens plastisch, plausibel und überzeugend zu verkünden und zu leben.

ANMERKUNGEN

- ¹ G. Langenhorst: Jesus ging nach Hollywood. Zur Wiederentdeckung Jesu in Literatur u. Film der Ggw. (Düsseldorf 1998).
- ² J.-C. Barreau: Die Memoiren von Jesus (Berlin 1978) 167; weitere Seitenangaben in Klammern.
- ³ J. Saramago: Das Evangelium nach Jesus Christus (Reinbek 1993) 11; weitere Seitenangaben in Klammern.
- ⁴ K.-J. Kuschel: Ausdruck der Kultur – Protest gegen die Kultur. Das Jesus-Paradox in Filmen und Romanen der Gegenwart, in: Conc (D) 33 (1997) 11.
- ⁵ H. Thorau: Nicht Stadt, sondern Weib, in: Die Zeit 25.3.1993: „Noch nie hat José Saramagos Methode der Geschichts- und Geschichtschreibung so wenig funktioniert, so sehr versagt wie hier.“
- ⁶ N. Mailer, Das Jesus-Evangelium (München 1998); Seitenangaben in Klammern.
- ⁷ V. Graf: Ich, Norman, Autor und Gott. Mailer erzählt das Leben Jesu in der ersten Person – und verwandelt Wein in Wasser, in: SZ 24.4.1997.
- ⁸ G. Ohnemus: Das fünfte Evangelium. Norman Mailer schreibt das Neue Testament um, in: Die Zeit 17.9.1998.
- ⁹ P. Müller, Neue Trends in der Jesusforschung, in: Zs. für NT 1 (1998) 2–16.